

Der Bund

Donnerstag, 2. August 2012 – im Kleinen Bund

Erzählte Bosheit

Peter von Matt zeigt Jeremias Gotthelf in einer Textsammlung von einer anderen Seite. Die vermeintlich erbauliche Literatur macht über weite Strecken gemeinsame Sache mit dem Laster.

Philipp Theison

Im frühen 19. Jahrhundert gerät ein Güterbub, nachdem man ihm auf seinen vorherigen Stationen das Leben zur Hölle gemacht hat, irgendwo zwischen Bern und Solothurn an ein ältliches Ehepaar. Bauern sind es nicht, weder Hof noch Feld nennen sie ihr Eigen, ihre armselige Hütte teilen sie mit den Hühnern. Und doch führen diese Menschen ein wundersam einträgliches Leben, das sie Abend für Abend mit üppigen Nachtmählern zelebrieren.

Der Güterbub lernt etwas Neues: Es gibt Leute, die Böses tun, es gibt aber auch Leute, die es verstehen, aus dem detaillierten Wissen um die Bosheit ihrer Mitmenschen Profit zu schlagen. Und so treiben sich die beiden Alten den ganzen Tag auf den Strassen herum, vermitteln Seitensprünge und Heiraten, überbringen dem Ersten geheime Botschaften, dem Zweiten Brantwein und dem Dritten bei Bedarf auch einen (natürlich wirkungslosen) «Giftrank» für seinen Feind. In kluger Kenntnis des Dorflebens redet man allen nach dem Mund und denunziert jeden, sobald es gewünscht und vergolten wird.

Mit Worten Handel treiben

Der Güterbub erfährt, dass man nicht nur mit Vieh, Eiern und Milch handeln kann, sondern auch mit Worten, mit trügerischen, bösen, giftigen Worten. Der Bub heisst Jeremias Gotthelf, und er lernt diese Lektion im «Bauernspiegel», dem 1837 erschienenen literarischen Debüt des Albert Bitzius, der sich schon bald - obgleich ohne jegliche biografische Beziehung - den Namen seines Protagonisten zu Eigen machen wird.

In der Geschichte von den «christlichen Zigeunern» (wie der «Bauernspiegel» sie nennt) finden wir letztlich so etwas wie die Gründungsszene des gotthelfschen Erzählens: den mutigen, schonungslosen Blick in den Abgrund des Emmentaler Landlebens. Die Fähigkeit, diesen Blick auszuhalten, ihn in ein minutiöses Protokoll der Niedertracht zu überführen, aus dem man viel, wenn nicht alles über Volkspsychologie lernen kann. Das ist im Grunde die Qualität gewesen, die Gotthelf erst zu einem singulären Ereignis in der deutschsprachigen Literatur hat werden lassen.

Man kann mit einiger Gewissheit sagen, dass Gotthelfs Abstieg zum Autor der Brockenhäuser just in jenem Moment begonnen hat, in dem man angefangen hat, diese Qualität zu ignorieren und durch das verkittete Gerücht von «Gotthelfs Zeiten» zu ersetzen. Folgerichtig muss einer Wiederentdeckung des grössten Erzählers, den die Schweiz je besessen hat, die Wiederentdeckung seiner Abgründigkeit vorausgehen.

Als Initialzündung dieses Projektes kann die jüngst von Peter von Matt unter dem Titel «Wilde, wüste Geschichten» herausgegebene Gotthelf-Anthologie verstanden werden. Von Matt hat mit



Gotthelfs Erzählungen sind eigentlich Beizen. Sie setzen keinen Gast vor die Tür, so gotteslästerlich er auch daherredet. Foto: Archiv

Umsicht aus den versteckten Winkeln des gotthelfschen Werks die Fundstücke - vierzehn an der Zahl - zusammengetragen, an denen die Mechanik der erzählten Bosheit unmittelbar ansichtig wird. Es handelt sich um Texte, die auch demjenigen, der Gotthelf zu kennen glaubt, grossteils unbekannt sein werden.

Allen gemeinsam ist die pädagogische Intention, der Wille zur Bekehrung, den zu wecken die Literatur hier vorgibt. Die Ikone einer solchen Bekehrung ist zweifelsfrei der Raubritter Kurt von Koppigen, ein Mensch, der von Schandtat zu Schandtat eilt, ohne dass sich ihm dabei der Erzähler in den Weg stellt. Erst ganz am Ende, auf dem Gipfel seiner Verkommenheit, erreicht den Ritter in einer Wahnvorstellung das Teufelsheer der Bürgerherren, führt dem Halunken das ihm bevorstehende Schicksal vor Augen, erschüttert seine Seele und lässt ihn endlich häuslich und gottesfürchtig werden.

Von Matt, der die Erzählung in der Urfassung abdruckt, hat dieses späte wie plötzliche Umschlagen der Sünde in Frömmigkeit vor Jahren in einem immer noch lezenswerten Aufsatz die «Trieblizenz des historischen Erzählens» genannt und damit dem wüsten Kern der Texte Gotthelfs noch einen schönen Namen gegeben. Denn diese «Trieblizenz» rechtfertigt vor allem eines: dass die vermeintlich erbauliche Literatur über

weite Strecken gemeinsame Sache mit dem Laster und der Verkommenheit machen kann.

Gut: Sie erzählt immer noch im Namen Gottes. Aber auch der Teufel und die ihm Verfallenen dienen Gott: Sie produzieren all die hübschen Geschichten, mit denen sich die Leser anlocken wie abschrecken lassen. Geschichten wie die vom «bekehrten Mordiofuhmann», dem der Leibhaftige seine Rossschinderei austreibt, indem er ihn selbst anspannt und züchtigt. Geschichten wie die von den Rotentaler Herren, einem Riesengeschlecht, geschaffen, um jene Menschen zu zermalmen, die «im Wahne leben, andere seien erschaffen ihnen zum Spielzeug».

Der Mensch ist erbärmlich

Gotthelfs Erzählungen sind eigentlich Beizen. Sie setzen keinen Gast vor die Tür, so gotteslästerlich er auch noch daherredet mag. Im Gegenteil: Es gibt keine Bosheit, keinen Frevel, keine Lüge und keine Fantasterei, die unerzählt bleiben darf, und erst, wenn alles gesagt ist, wenn auch der letzte «Uhung» beim Wein «das Wüteste, was in seiner Seele war», offenbart hat - erst dann wird die Rechnung aufgemacht, erst dann beginnt überhaupt die Unterweisung.

Wunderbar studieren lässt sich das an den beiden bisher nahezu unbekanntem «Benz»-Erzählungen, die einen

Knecht am Weihnachtsdonnerstag seinen Freiheitsdrang in Prasserei und Grossmäuligkeit ummünzen lassen, bis er am Ende ohne Geld, Hemd und Meister dasteht. Was man auf den ersten Blick aber durchaus für eine Burgdorfer Burleske halten könnte, entpuppt sich beim Lesen der zweiten Geschichte als eine in ihrer Diagnose überaus präzise Gesellschaftskritik. Aus jenem verhängnisvollen Ausflug von Benz resultiert nämlich sechzehn Jahre später eine gewalttätige wie ruinöse Ehe der Nichtsnutze nebst sechs verwahrlosten Kindern - ein sozialer Brandherd, den die Gemeinde aber eben nicht löscht, sondern aus «einer unverständigen Humanität» heraus vor sich hin schmoren lässt.

Vielleicht ist das eine der bemerkenswertesten Einsichten dieser Literatur: dass der Mensch nicht immer gleich schon erbarmungswürdig, sondern auch erst einmal erbärmlich ist. Wer die Erbärmlichkeit sieht, aber sie nicht als solche benennt, der hat auch kein Erbarmen. Und gerade deswegen braucht es ein wüstes Erzählen, gerade deswegen braucht es Gotthelf.

Jeremias Gotthelf: *Wilde, wüste Geschichten. Mit einem Nachwort von Peter von Matt. Nagel & Kimche, Zürich 2012. 256 S., ca. 28 Fr.*